

Martin Endres

## GRUNDLOS BEGRÜNDET

Kafkas Poetik performativ-reflexiver Kausalität\*

Kafkas ›selbstreflexives Schreiben‹ hat in den Debatten der literaturwissenschaftlichen Forschung der letzten Jahre einen prominenten Platz eingenommen. Dabei ging es darum zu zeigen, daß der sogenannte ›Inhalt‹ seiner Texte allein über die Unablösbarkeit und Korrespondenz des materiell Ausgesprochenen und der sprachlichen Form der poetischen Rede zu beschreiben und zu erfassen ist. Die Kritik, die diese Untersuchungen von jeher, besonders jedoch in jüngster Zeit erfahren haben, besteht im wesentlichen darin, daß die Vorgehensweise der textnahen Interpretationen zur Selbstreflexivität und Selbstreferentialität bei Kafka selbst einem deduktiven Dogma unterliegen und sich durch die Hintertür gerade den Vorwurf einhandeln, den sie selbst formulieren – den Vorwurf, in der Textlektüre lediglich ein von vornherein festgelegtes Ergebnis zu bestätigen; noch dazu ein Ergebnis, das von text-äußerlichen Kriterien und Interessen geprägt und von außen an diesen herangetragen wird, anstatt es von innen heraus zu entwickeln. Letztlich, so die These, führe diese interpretatorische Praxis zu einer Verengung oder gar Kastration des literarischen Sinn-Reichtums von Kafkas Texten. Das präsupponierte Resultat bestünde im Fall der in dieser Weise angeklagten Interpretationen darin, nur noch einmal und sozusagen in einer endlosen tautologischen Schleife zu deklarieren, daß Kafkas Schreiben (allein) vom ›Schreiben‹ handle, von dessen Bedingungen und Modi. Besonders die durch die moderne Kafka-Philologie bereitgestellten Handschriften-Faksimiles und -Transkriptionen würden diese ›Ewige Wiederkunft des Gleichen‹ nur noch befördern und ihr unter dem Leitgedanken semantischer Autonomie materiell-graphischer Schriftlichkeit lediglich ein anderes, dabei aber nur schwach kaschierendes Gewand überziehen.

Nun ist diese Kritik ihrerseits recht zahnlos – und dies aus gleich mehreren Gründen. Zum einen machen sich ihre Vertreter selbst eines strukturellen Wiederholungszwangs schuldig, indem sie den hinter den besagten Interpretationen stehende philologische, sprachphilosophische und produktionsästhetische Position verzerren und verkürzend mit einem uniformen Gespenst des Poststrukturalismus identifizieren. Denn die Untersuchungen zur Selbstreflexivität in Kafkas Texten erfolgen größtenteils nicht aus der Perspektive eines naiven Formalismus, der sich unreflektiert Jakobsonischer Bestimmungen des Literarischen bedient und sich dabei allein auf die ›sprachliche Masse‹ der linguistisch beschreibbaren Textelemente reduziert. Denn wenn dafür ar-

---

\* erscheint in: LINKS. Rivista di letteratura e cultura tedesca / Zeitschrift für deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft, Vol. IX 2014.

gumentiert werden kann, daß die Literarizität oder Poetizität eines Textes (und der Texte Kafkas) im wesentlichen darin besteht, die Bedingung der Möglichkeit des Sprechens über einen Gegenstand (sei er inner- oder außersprachlich) nicht nur zu reflektieren, sondern diese Reflexion im Vollzug der Rede auch zugleich auszudrücken und darzustellen, so bedeutet dies gerade kein leeres Signifikantenspiel, sondern eine konstruktive und jeweils eigene Auseinandersetzung mit dieser Zeichenlogik. Kafkas Texte realisieren keine *l'art pour l'art* oder – den Kritikern das Wort geredet – *l'écriture pour l'écriture*. Vielmehr schafft sein Schreiben durch eine ›performative Reflexivität‹ bzw. ›reflexive Performativität‹ die Grundlage für ein *individuelles* Sprechen und eine entsprechend *singuläre* Bedeutung des Gesagten.

Zum anderen – und dies widerspricht dem eben Ausgeführten nur auf den ersten Blick – erlaubt erst eine Analyse der selbstreferentiellen Verfaßtheit *allgemeine* Aussagen über Kafkas Texte und dessen ›textimmanente Poetologie‹: Die Verständigung über das eigene Schreiben läßt sich bei Kafka nicht in ein kategoriales Begriffsregister übertragen, das man, ein für allemal auf die Haben-Seite eines literaturwissenschaftlicher Abstraktionskontos gebracht, auf jeden seiner Texte applizieren könnte, sondern gestaltet sich komplex und vielfältig. Entsprechend könnte man sagen, daß jeder Text Kafkas ein *spezifisches* Moment seiner allgemeinen und allgegenwärtigen Poetologie in den Vordergrund stellt und dieses in sich diskutiert. Das ›frei gewählte Objekt‹ dieser Rede, der thematische Rahmen, den sie entwirft, und das sprachliche Material, das dabei artikuliert wird, sind dabei nicht sekundäres oder kontingentes Beiwerk, sondern notwendiges und wesentliches ›Gegenüber‹ einer dialogischen Selbstverständigung des Schreibens.

Meine Überlegungen setzen an diesem zweiten Punkt an. Meines Erachtens wurde in der Vergangenheit ein wesentlicher Aspekt der Poetik Kafkas außer Acht gelassen, obwohl er diese maßgeblich ›fundiert‹: die Frage nach dem ›Grund‹ des Schreibens. Damit möchte ich nicht die psychologische Disposition oder Intention des Autors ›Franz Kafka‹ thematisieren, dessen Schreib-Anlaß an den Texten wahrzunehmen wäre. Vielmehr ist in den Blick zu nehmen, worin die poetische Rede in ihrer Entwicklung den eigenen Grund findet und immer wieder neu finden muß.

Meine Studie nimmt sich dieses Desiderats der Forschung an und versucht zu zeigen, daß Kafkas textimmanente Poetik auf dem Moment eines ›grundlos-begründenden‹ Schreibens basiert und einer ›performativ-reflexiven‹ Kausalität folgt – einer Poetik, die den Grund ihrer selbst nicht außer sich sucht, sondern allererst in sich und mit sich selbst setzt. ›Grundlos‹ ist dieses Schreiben, insofern es jedes *um-zu* der Rede und jede Dominanz eines Vorgesprachlichen (einem ›Ich‹, einem Gegenstand, einer Handlung) in seinem narrativen Verfahren relativiert und letztlich suspendiert.

Das Moment der Selbstbegründung und des Selbstbegründeten thematisiert Kafka in seinem kurzen Prosastück *Die Bäume*, das die Spannung zwischen Grund und Grundlosigkeit der Rede eigens zur Darstellung bringt. Die Frage nach dem ›Grund‹ ist in diesem Text eng an dessen Entstehungs- und dessen Publikationsgeschichte gebunden und bezeugt einmal mehr die Unablösbarkeit der Interpretation von den überlieferten Textzeugen. Die Spekulation über die textimmanente Poetologie in *Die Bäume* wird maßgeblich durch den Vergleich der verschiedenen Textträger angeregt und erhält hier ihr Fundament.

Der Text *Die Bäume* liegt in gleich vier unterschiedlichen Fassungen vor: zum einen in zwei handschriftlichen Überlieferungen, die sich in den beiden Manuskripten *Beschreibung eines Kampfes* (= H1)<sup>1</sup> (Abb. 1a und 1b) und *Gegen zwölf Uhr [...]* (= H2)<sup>2</sup> (Abb. 2) finden und auf einen Zeitraum zwischen 1904 und 1910 datiert werden können – die Zeitspanne, in dem Kafka seine Handschrift von deutscher in lateinische Schreibschrift umstellte (1907-08). Die Textstücke sind in beiden Fällen in einen größeren Erzählkomplex eingebunden: den Abschnitt »Fortgesetztes Gespräch zwischen dem Dicken und dem Beter« im jeweiligen Manuskript. Zum anderen existieren zwei Drucke: ein Erstdruck im *Hyperion. Eine Zweimonatsschrift* von 1908 (= J)<sup>3</sup> (Abb. 3) und ein zweiter Druck in Kafkas Erzählband *Betrachtung* von 1913 (= D)<sup>4</sup> (Abb. 4). Die beiden Drucke sind bis auf ein Komma textidentisch, der Titel *Die Bäume* findet sich jedoch erst im letztgenannten.

- 
- 1 Franz Kafka, Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte, hrsg. v. Roland Reuß und Peter Staengle (Basel, Frankfurt am Main 1995ff.), »Beschreibung eines Kampfes« (1999), »Beschreibung eines Kampfes«, 188–191.
  - 2 Franz Kafka, Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte, hrsg. v. Roland Reuß und Peter Staengle (Basel, Frankfurt am Main 1995ff.), »Beschreibung eines Kampfes« (1999), »Gegen zwölf Uhr [...]«, 103f.
  - 3 *Betrachtung*, in: *Hyperion. Eine Zweimonatsschrift*. Hrsg. von Franz Blei und Carl Sternheim. Erste Folge (1908), Erster Band, Erstes Heft (Januar/Februar 1908), 94.
  - 4 Franz Kafka, *Betrachtung*. Faksimilenachdruck der Erstausgabe von 1913 (Ernst Rowohlt Verlag). Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Roland Reuß (Frankfurt am Main, Basel: Stroemfeld Verlag, 2013). Supplement zur Historisch-Kritischen Franz Kafka-Ausgabe (FKA), 79.



## *Die Bäume*

---

Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee. Scheinbar liegen sie glatt auf, und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

[79]

Abb. 4 — D: Betrachtung, 79

Der Terminus ›Fassung‹ ist jedoch besonders bei diesem Text kritisch zu hinterfragen, da dies die Vorstellung eines dem Prosastück zugrundeliegenden Idealtextes speist, die es jedoch bei literarischen Texten generell zu problematisieren gilt: Die vier Überlieferungsträger formulieren eine je individuelle poetische Rede und damit auch vier individuelle poetische Aussagen. Dies wird besonders deutlich, wenn man sich den Anfang der vier Textzeugen betrachtet, der meines Erachtens den Zugang zur Frage des ›Grundes‹ eröffnet. Obwohl ich mich in der späteren Interpretation ausschließlich auf den Druck im Band *Betrachtung* (D) konzentrieren werde, ist die Gegenüberstellung der vier Textanfänge entscheidend für das Verständnis des Folgenden:

- H1 »Wir sind nämlich so wie Baumstämme im Schnee. [...]  
H2 »Weisst Du denn schon, dass wir so sind wie Baumstämme im Schnee? [...]  
J Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee.  
D Die Bäume // Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee.

Jeder der vier Sätze artikuliert eine spezifische ›Kausalität‹. In H1 steht der Satz in *direkter Rede*, in der das Wort ›nämlich‹ von zentraler Bedeutung ist: Einerseits formuliert dessen komplexe Semantik nicht nur die Korrespondenz von Form und materiell Ausgesprochenem, insofern ›wir‹ *genau, dem Namen nach*, und damit *wörtlich verstanden* ›so sind wie Baumstämme im Schnee‹. Zum anderen thematisiert das Wort auch die Begründetheit des Ausgesagten – und das in paradoxen Weise: ›nämlich‹ kann sowohl anzeigen, daß der Grund bereits allgemein *bekannt* oder (anaphorisch verstanden) bereits *genannt* wurde, zugleich ist ›nämlich‹ aber auch eine Abtönungspartikel, die die *Unkenntnis* des Grundes markiert und kataphorisch auf die kommende Rede verweist. Besonderes Gewicht bekommt diese doppelte Bedeutung mit Blick auf die unmittelbar vorangehende Rede und deren Vokabular:

Und schon kann uns kaum jemand an einem schönen Tag  
hindern zu sagen: »Ach Gott heute ist ein schöner Tag« denn  
schon sind wir auf unserer Erde eingerichtet und leben *auf*  
*Grund* unseres Einverständnisses.« [Herv. v. ME]<sup>5</sup>

Die gesamte Passage müßte nun auf dieses behauptete ›Einverständnis‹ hin analysiert und in ihrer explikativen anaphorisch-kataphorischen Doppelfunktion untersucht werden. Angesichts meines gesetzten Schwerpunktes muß diese Untersuchung leider ausbleiben.

---

5 Franz Kafka, Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typskripte, hrsg. v. Roland Reuß und Peter Staengle (Basel, Frankfurt am Main 1995ff.), »Beschreibung eines Kampfes« (1999), »Beschreibung eines Kampfes«, 188, 189.

In *H2* wird diese Analogie von ›uns‹ und den ›Baumstämmen‹ dagegen als Frage an das Gegenüber gerichtet und der weiteren Erläuterung des begründenden Einverständnisses noch folgende Passage vorangestellt:

Dabei gab er mir einen solchen Schlag<sup>f</sup> auf den Rücken<sup>l</sup>, dass ich erschreck, mich erhob und [b]lieber über ihn gebeugt [u]blieb, die Hände an seinen Achseln. »Musst besser aufpassen« sagte er, lachte und schüttelte mich mit »Weisst Du denn schon, dass wir so sind, wie Baumstämme im Schnee? [...]»<sup>6</sup>

In dieser Formulierung wird die in *H1* durch das Wort ›nämlich‹ offen gelassene Frage des Grundes ausformuliert: *Daß* ›wir‹ so sind wie Baumstämme im Schnee, wird auch hier als gegeben vorausgesetzt. War in *H1* das Wissen um diese Tatsache jedoch nur *indirekt* thematisiert, kommt es nun in *H2* *direkt* zur Sprache.

Die in den beiden Handschriften angelegte Diskussion um den Grund bzw. die Begründung des Ausgesagten wird in ihrer Relevanz für Kafkas Poetik jedoch erst deutlich, wenn die Passage aus dem Erzählkontext der beiden größeren Entwürfe herausgelöst wird. Den im strengen Wortsinn ersten ›Text‹ bildet der Erstdruck im *Hyperion* (*J*). Er besitzt keinen Einzeltitel, sondern ist mit römischer Ziffer als der siebte Text einer Sammlung nummeriert, die den späteren Bandtitel *Betrachtung* trägt. Insofern alle strukturellen Aspekte, die sich durch diese Entkontextualisierung ergeben, auch für die Interpretation des zweiten Druckes Relevanz besitzen, möchte ich jedoch gleich an dieser späteren Textstufe (*D*) ansetzen. Läßt man den Titel »Die Bäume« zunächst unberücksichtigt, ist man mit einem besonderen Textanfang konfrontiert:

Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee.

Der erste Satz beginnt mit einer kausalen Konjunktion, die – völlig unabhängig vom Inhalt des Ausgesagten – unmittelbar die Frage aufwirft, *worauf* sie sich bezieht, *was* kausallogisch verbunden wird mit der Aussage, daß ›wir wie Baumstämme im Schnee sind‹. Insofern dieser Bezug ausbleibt, verkehrt der Satz die herkömmliche satzlogische Ordnung: Nicht das, *was* begründet werden soll, steht am Anfang, sondern die *Begründung*, die Angabe des Grundes. Insofern das Begründete auch in den folgenden Sätzen nicht zur Sprache kommt, erhält der Textanfang einen selbstreferentiellen Charakter: Der Satz »Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee« setzt performativ seinen eige-

---

6 Franz Kafka, Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte, hrsg. v. Roland Reuß und Peter Staengle (Basel, Frankfurt am Main 1995ff.), »Beschreibung eines Kampfes« (1999), »Gegen zwölf Uhr [...]«, 103, 104.

nen, voraussetzungslosen Grund. Wenn damit das Begründende mit dem Begründeten zugleich artikuliert wird, und d.h.: wenn der Satz behauptet, weder ein Begründendes noch ein Begründetes außer sich zu haben, so hat die weitere Interpretation des Textes darauf zu achten, in welcher Weise diese Relation durch das Folgende expliziert, entfaltet und in seinen Bedingungen reflektiert wird – kurzum: ob und in welcher Weise eben diese performative Reflexivität des Satzes selbst, seine *causa sui*, durch die weitere Rede ›begründet‹ wird.

Dabei sind stets alle *drei* Momente zu reflektieren, die mit dem ›Grund des Sprechens‹ verbunden sind: 1) dem Ursprung der poetischen Rede, d.h. der Frage, wie und wodurch sie entsteht; 2) ihrem Fundament, d.h. worauf ihre Verbindlichkeit, ihre Bedeutung und Ausdrucksqualität beruht, und schließlich 3) ihrem Anlaß, ihrer Motivation. Daß die drei Momente in unterschiedlichen Kombinationen, Konstellationen und Überschneidungen auftreten können, gibt einen Hinweis darauf, daß der Grund des Sprechens keinen statischen und eindeutigen darstellt.

Insofern der dreifache Grund – so können wir bislang annehmen – nur im Sprechen bzw. im bereits Gesagten zu suchen ist, gilt es nun die genaue Formulierung des ersten Satzes zu analysieren und den Prozeß des Sprechens nach der initialen Konjunktion Schritt für Schritt nachzuvollziehen:

Denn wir sind [...]

Ich lese vorerst bewußt nur bis zum dritten Wort, da die Fortführung des Satzes durch »wir sind« etwas entfaltet, was bisher nur aus der Kopfstellung des Wortes »Denn« abgeleitet werden konnte: die *causa sui* des Satzes. Der besonders im Denken Spinozas und Leibniz' prominente Gedanke der ›unbedingten Ursache seiner selbst‹ beschreibt nicht nur eine logische Relation, sondern impliziert zugleich eine entsprechend unbedingte Seinssetzung. Völlig unabhängig davon, wer mit ›wir‹ bezeichnet wird, reklamiert der Satz nach seiner *logischen* Absolutheit nun auch eine entsprechend *ontologische*. Daß ›wir‹ *sind*, ist allein durch und im Zuge des *performativen* Sprechens eben dieser drei Worte verbürgt. Gleichzeitig – und das ist der entscheidende Punkt an dieser Stelle – kann man dieses Sprechen als eines verstehen, daß sich schrittweise entwickelt: Der Grund für die Seinssetzung, d.h. der Anlaß und die Motivation dafür, die Worte »wir sind« zu äußern, resultiert allein aus einer *Reflexion* auf die initiale Konjunktion und wird allein von dieser her verständlich. Um es noch einmal anders zu formulieren: Der Satz begründet seine Fortführung durch die *Reflexion* auf eine spezifische *performative* Setzung an seinem Anfang, die selbst den allgemeinen Grund für den Satz überhaupt stiftet und noch dazu an sich zum Ausdruck bringt.

Nun mag man mit Recht einwenden, daß damit noch nichts gesagt ist und sich die poetische Qualität solcher Rede in struktureller Selbstgefälligkeit erschöpft. Weder ist verständlich geworden, wer ›wir‹ sind, noch kam der Satz

bislang über eine bloße Behauptung hinaus. Bemerkenswert ist nun, daß die weitere Rede ein Bewußtsein eben dieses Vorwurfes dokumentiert und auf ihn reagiert:

Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee.

Die eben analysierte Eingangspassage der ersten drei Worte ließ vor allem zwei Fragen offen: Wen bezeichnet ›wir‹? Und: Was kann über eine absolute logisch-ontologische Setzung hinaus überhaupt noch gesagt werden? Der zweite Satzteil »wie Baumstämme im Schnee« formuliert eine Antwort auf gleich beide Fragen, beginnend mit der zweiten. Die mit den ersten drei Worten behauptete Absolutheit der Rede inklusive ihres darin mitausgedrückten Totalitätsanspruches wurde durch das unbestimmte Wort ›wir‹ irritiert und in eben dieser Qualität relativiert. Gefordert ist nun also ein Sprechen, daß nicht nur die fehlende Referenz des ›wir‹ stiftet, sondern zugleich einen anderen Modus der Rede realisiert – einen Modus, der zwar der Relativierung der Totalität Rechnung trägt, dabei aber nicht den gesetzten Rahmen der selbstreferentiellen Begründung des Ausgesagten überschreitet.

Denn wir sind wie [...]

Bereits das erste Wort des zweiten Satzteils zeugt von diesem anderen Modus des Sprechens. Formal wird durch das Wort ›wie‹ die grammatische Valenz des Prädikats verändert: »sein« ist nun kein *absolutes* Verb mehr, sondern erfordert als *relatives* eine weitere Ergänzung. Inhaltlich initiiert das Wort ›wie‹ einen Vergleich: ›Wir‹ sind nicht mehr absolut, sondern nur noch in Relation zu etwas anderem zu bestimmen. Oder um es mit Maurice Blanchot zu sagen: »Absolutes [läßt sich] nur anzeigen [...], wenn auf bestimmte Weise (die mannigfaltige Weise des Verhältnisses selbst) ins Verhältnis gesetzt wird«. <sup>7</sup>

Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee.

Die Nennung dieser ›Anderen‹, mit denen ›wir‹ verglichen werden, befremdet auf den ersten Blick, da es scheinbar keine Verbindung und kein *tertium* zum zuvor Gesagten besitzt. Soll der Vergleich aber nicht willkürlich gewählt sein, und soll aufgrund des selbstreferentiellen Rahmens der Rede der Anlaß für diesen Vergleich nicht außerhalb des Textes und seiner Bezüge, bzw. – da es sich um den *ersten* Satz handelt, können wir diese Vermutung anstellen – noch nicht einmal außerhalb dieses *Satzes* liegen, dann muß sich dieser Grund erneut in ihm finden lassen.

Die Selbstbegründung der Rede erfolgt in diesem Fall zunächst in Form einer Kontrastspannung, die sich in den letzten drei Worten des Satzes aus-

---

7 Maurice Blanchot, *Vergehen*. Aus dem Französischen von Marcus Coelen (Zürich 2011), 11.

drückt: »Baumstämme im Schnee« formuliert den Farbkontrast zwischen dunkel und hell bzw. – erhöht man die Kontrastschärfe – zwischen schwarz und weiß. Nun scheint es naheliegend, den anfänglich reportierten Kritikern beizupflichten und die folgende Deutung dieser Relation unter den Generalverdacht einer Fetischisierung von Schrift und Schreiben zu stellen. Doch wie kaum an einer anderen Stelle in Kafkas Werk besitzt die Thematisierung der Materialität des Schreibens eine so zentrale Bedeutung wie in der Eingangspassage des vorliegenden Textes: Der Kontrast von schwarz und weiß und die Aussage, daß *Baumstämme* im Schnee liegen, verweist auf ›Buch-Staben‹ (d.h. ursprünglich senkrecht in Holz eingeritzte Striche) auf Papier und, folgt man der Logik des bislang Gesagten, noch dazu auf die, mit denen der Satz niedergeschrieben bzw. gedruckt ist: der Satz »Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee«. Im Zuge dieser Selbstthematisierung der Rede mit Blick auf ihre eigene Verfaßtheit – ihre Schriftlichkeit – wird nun rückwirkend auch die fehlende Referenz des Pronomens gefüllt: ›wir‹ sind (zumindest *auch*, so weit wir bislang wissen) die Buchstaben selbst, mit denen eben diese Aussage schriftlich erfolgt.

Man kann diesen Prozeß der Rede folglich so auffassen, daß sich einem absoluten, in seinem Totalitätsanspruch jedoch letztlich unhaltbaren performativ-reflexiven Sprechen »Denn wir sind« eine Relativierung derselben anschließen mußte, die jedoch nicht den Horizont des zuvor Gesagten übersteigen durfte. Was folgte, war eine Thematisierung der Bedingungen der eigenen ›Literarizität‹, die – übernimmt man die Aussage des Satzendes – wesentlich an die Schrift und ihre Lettern gebunden ist.<sup>8</sup>

Wie präzise und komplex sich diese Selbstreflexivität des Textes hier gestaltet, zeigt sich überdies an der Position des Wortes ›wir‹. Nahmen wir es in der Formulierung »Denn wir sind« zunächst als die Markierung eines Mangels wahr, der sich in die Vorstellung des Absoluten einschreibt, diese irritiert und unterläuft und eine weitere Explikation einfordert, so wird es jetzt noch einmal in einer ganz anderen Bedeutung sprechend: ›wir‹ hat seinen Platz nicht an einer kontingenten Stelle, die ihm die grammatische Ordnung des Satzes zuweist, sondern ist selbst die Mitte, das ›Medium‹ zwischen *Logos* und *Ontologos*. Die Sprache, genauer: die Schrift – so behauptet der Text – ist der Ort, an dem sich *Logos* und *Ontologos* berühren und miteinander vermittelt werden, die Schrift ist der Ort ihres *dia*-logischen Grundes.

Die vom Text in dieser Weise initiierte Thematisierung der eigenen Medialität der Schrift führt uns noch einmal an den Anfang unserer Überlegungen zurück und erinnert uns an etwas, das wir zunächst zurückgestellt hatten: den

---

8 Wie sehr sich diese Deutung des Textes auch in der konkreten Materialität des Drucks wiederfindet, bezeugt die Tatsache, daß die über die ›Baumstämme‹ thematisierte Schrift im *Betrachtungs*-Band in einer *Walbaum*-Type [sic!] gedruckt ist – einer Schrift, die sich Kafka auch für den späteren Band *Ein Landarzt* im Kurt Wolff Verlag explizit wünscht.

Titel »Die Bäume«. Bislang konnte die Interpretation des Textes noch für beide Druckzeugen des Prosastücks geltend gemacht werden. Die Frage ist nun, inwieweit die nachträgliche Hinzufügung des Titels im *Betrachtungs*-Band sich auf die Überlegungen zum ›Grund‹ und zur Selbstbegründetheit der Rede auswirken. Welchen Status besitzt der Titel gegenüber dem nachfolgenden Text und wie verhält er sich gegenüber der Behauptung selbstsuffizienter Kausalität im ersten Satz?

Nach den Lektüreerfahrungen des ersten Satzes besteht die Gefahr darin, den Titel »Die Bäume« bruchlos mit den darin genannten »Baumstämmen« zu identifizieren. Im Gegenteil kommt es aber gerade darauf an, die Unterschiede der beiden herauszustellen und deren Spannung zu analysieren, um die besondere Relation von Titel und Text zu verstehen. Formal gründet diese Spannung zunächst darin, daß der Titel aus zwei *getrennten* Worten besteht, das im ersten Satz enthaltene Referenzwort ›Baumstämmen‹ hingegen ein *Kompositum* zweier Worte darstellt. Dieser Unterschied ist weder kontingent noch nebensächlich, da die Beziehung von Performativität und Reflexivität des Sprechens, die sich im ersten Satz ausdrückt, maßgeblich durch das Verhältnis von Einheit und Differenz geprägt ist. Weiterhin fällt auf, daß der Titel einen bestimmten Artikel trägt, der – wir hatten das in den früheren Textstufen der Handschriften als wichtigen Aspekt wahrgenommen – die allgemeine ›Kenntnis‹ *dieser* genannten Bäume markiert bzw. diese ›von Anfang an‹ voraussetzt; »Baumstämmen« dagegen ist durch das Fehlen des Artikels für sich allein genommen als unbestimmt gesetzt.

Werden bereits diese sprachlich-formalen Momente in ihrer Spannung im Verlauf des ersten Satzes reflektiert, so kommt auch der semantischen Differenz zwischen ›Baum‹ und ›Baumstamm‹ eine wesentliche Bedeutung zu. ›Baum‹ bezeichnet die Gesamtheit aller Teile dieser Pflanze: Wurzeln, Stamm, Äste, Blätter, etc. – dagegen benennt Baumstamm lediglich deren mittleren, senkrecht gewachsenen Teil. Dieser Befund läßt die (im Wortsinn) ›grundsätzliche‹ prozessuale Logizität des Textes deutlich werden, die bereits den Verlauf des ersten Satzes prägte: Der Übergang von Titel zu Text ist gleichbedeutend mit dem notwendigen Übergang von einer konkreten Totalität in eine relative Medialität, den wir bereits in der Bewegung von »Denn wir sind« zu »wie Baumstämmen im Schnee« wahrnehmen konnten. Der Baum, der ›für sich steht‹ und selbst ›Grund hat‹ durch seine Verwurzelung, stiftet zwar durch diese Absolutheit den Ausgangspunkt des Schreibens, doch als dieses geschlossene Ganze bleibt er ein leeres Abstraktum. Erst die *Explikation* dieser Totalität (d.h. der erste Satz, der auf den Titel Bezug nimmt) und deren Relativierung, die damit zwangsläufig einhergeht, vermag den ›Gehalt‹ des Titels in einem individuellen Sprechen zu kommunizieren. Man kann an dieser Stelle noch weiter gehen und sagen: Erst die Thematisierung des ›Mediums‹ ›Baumstamm‹ ermöglicht ein Nachdenken über das Verhältnis von

›Wurzel‹ und ›Krone‹ und damit von ›poetischem Grund‹ und ›poetischem Ausdruck‹.

Bezogen auf die für den Anfang des ersten Satzes thematisierte Frage nach der *causa sui* bedeutet diese besondere Wechselwirkung zwischen Titel und Text, daß sich die *causa sui* des *Titels* (der *sich* begründet, jedoch unreflektiert und unentfaltet blieb) erst durch eine retroaktive Explikation der gesetzten *causa sui* des *Textes* (›Denn wir sind‹) begründet – und umgekehrt: Der Textestieg begründet sich als selbstgesetzter Grund erst durch die Reflexion auf den Titel. Dies kann in der Frage nach dem Anfang und Grund des Sprechens mit der supplementären Logik im Sinne Derridas beschrieben werden: Das (in diesem Fall mit dem Titel ›Die Bäume‹ performativ gesetzte) Ganze wird paradoxerweise erst dann ›vollständig‹, wenn es reflexiv durch etwas ergänzt wird, was immer schon *in* dieser Totalität enthalten war: die ›Baumstämme‹.

Grund und Anlaß des Schreibens ist folglich ein doppelter Anfang – der ›Grund‹ ist das, was »sich entzieht und sich teilt, sich auf sich hin faltet und sich vervielfältigt«<sup>9</sup>. Die Poetizität des Textes ›gründet‹ in dieser Paradoxie eines »überzählige[n]/zusätzliche[n] Nichts [bzw. eines] abzügliche[n]/fehlende[n] Mehr«, durch das er bedeutend wird, und »öffnet die Ordnung des Sinns (dessen, was *ist*)«<sup>10</sup>.

Und um an dieser Stelle noch einmal gegen die anfangs thematisierte Kritik an solchen Überlegungen zur Selbstreferentialität des Schreibens Stellung zu beziehen: Gerade die Randstellung des Titels ›Die Bäume‹ auf der Schwelle zwischen innen und außen des Textes markiert den Ort, an dem sich Kafkas Schreiben bewegt: Der Text erschöpft sich nicht in einem reinen Signifikantenspiel, sondern wird allein verständlich durch die Referenz auf das frei gewählte *außersprachliche* Objekt ›Baum‹, das als ein konkreter Gegenstand mit einer spezifischen strukturellen Verfaßtheit eine Reflexionsfläche des poetischen Sprechens bildet. Gleichzeitig wird das Sprechen über diesen Gegenstand problematisiert und auf seine Bedingungen hin befragt.

Auch für den Wiedereinstieg in den Textverlauf stellt die eben erläuterte Spannung zwischen Baum und Baumstamm den meines Erachtens entscheidenden Zugang für die weitere Interpretation bereit. Denn mit Blick auf die Medialität der ›Baumstämme‹ gilt es noch einmal das Moment der Wurzellosigkeit genauer zu untersuchen. Wenn es, wie der erste Satz mit dem selbstbezüglichen Pronomen ›wir‹ behauptet, eine strukturelle Analogie zwischen Baumstamm und Schriftzeichen gibt, in der Weise, daß beide von ihrem Grund abgeschnitten sind, so stellt dies letztere in den Horizont poststrukturalistischer Zeichentheorie: Wenn der einzelne Signifikant nicht in eindeutiger Relation zu einem Signifikat steht, so hat dies die entscheidende Konse-

---

9 Jacques Derrida, *Dissemination*. Hrsg. von Peter Engelmann, übers. von Hans-Dieter Gondek (Wien 1995), 338.

10 Derrida, *Dissemination*, 65.

quenz, daß das Bezeichnete nicht als Grund der Zeichenbedeutung verstanden wird, sondern lediglich als Effekt der differentiellen Beziehungen der Zeichen untereinander. Um dies auf den vorliegenden Text zu übertragen und pointiert zu formulieren: Der Sinn der poetischen Rede liegt hier folglich weder in der Bezeichnung eines Baumes oder Baumstamms, noch – im Umkehrschluß – in der Bezeichnung der Schriftzeichen. Vielmehr thematisiert der Text ein Sprechen, das eine individuelle Position innerhalb dieser scheinbar unversöhnlichen Dichotomie einzunehmen und auszudrücken versucht.

Ich möchte nun daran anschließend den Folgesatz näher betrachten, der direkt an die performativ-reflexive Kausalität und Logizität des ersten Satzes anknüpft und letztlich nur aus dieser heraus zu verstehen ist:

Scheinbar liegen sie glatt auf, und mit kleinem Anstoß  
sollte man sie wegschieben können.

Die Frage, von der wir ausgehen müssen, ist, warum nach Satz 1 überhaupt weiter gesprochen wird, wenn doch die *performative* Rede infolge ihrer *reflexiven* Selbstthematisierung ein ›aufgeklärtes‹ und sich seiner Bedingungen bewußtes Ganzes der Sprache darstellt. Anders gefragt: Was blieb – in Analogie zum ersten Satzteil und dem zunächst leeren Pronomen ›wir‹ – auch am Ende des ersten Satz *ungesagt* und erfordert nun eine weitere Erläuterung?

Gerade die Frage nach dem Grund bzw. dem Anlaß des weiteren Sprechens macht darauf aufmerksam, daß der zweite Satz im Gegensatz zum ersten keine Markierung desselben besitzt: So hätte man doch erwartet, daß eher die *Begründung* der im ersten Satz artikulierten Behauptung (daß ›wir wie Baumstämme im Schnee sind‹) mit einem ›denn‹ einsetzt – und nicht die Behauptung selbst. Der zweite Satz setzt dies als gegeben voraus. Allein im Wort ›scheinbar‹ können wir eine solche Begründung mithören, da es in seiner ersten Bedeutung als ›offenkundig‹ und ›augenscheinlich‹ gelesen werden kann – doch nur, indem dies gleich wieder zurückgenommen und relativiert wird, da ›scheinbar‹ zugleich das Wissen darüber ausdrückt, daß es sich *nicht* so verhält.

Entscheidend für den ersten Teil des zweiten Satzes ist jedoch der Perspektivwechsel von innen nach außen, der sich mit dem Pronomen ›sie‹ vollzieht. Die Rede kippt von der Selbstthematisierung und -beschreibung mithilfe eines Vergleichs von ›wir‹ mit ›Baumstämmen im Schnee‹ in eine ›scheinbar‹ distanzierte Beschreibung allein dieses Vergleichsgegenstandes. Insofern Satz 2 das in Satz 1 Gesagte jedoch nicht einfach zurücknimmt und jede weitere Bestimmung der ›Baumstämmen‹ die Selbstbezüglichkeit des Sprachlichen einschließt, vollzieht der Satzwechsel zugleich den Übergang von einer vergleichenden in eine metaphorische Rede: Nicht (nur) ›Baumstämmen im Schnee‹, sondern (auch) die Schriftzeichen (dieses Textes) liegen ›flach auf und sollten

mit kleinem Anstoß weggeschoben werden können«. Zum einen läßt sich diese Veränderung so deuten, daß *eigentlich* innerhalb der reflexiven Totalität des ersten Satzes tatsächlich nichts weiter gesagt werden kann und das Sprechen deshalb in einen *uneigentlichen* Modus wechseln muß. Zum anderen erfolgt dieses *andere* Sprechen *innerhalb* der gesamten Rede des Textes und nicht in Form einer Meta-Sprache, die sich jenseits des zuvor Gesagten bewegen würde.

Um diese komplexe Relation noch einmal anders zusammenzufassen: Satz 2 realisiert eine *eigentliche* Rede in Bezug auf den referierten Gegenstand ›Baumstämme im Schnee‹, nicht jedoch in Bezug auf die durch die Analogie behauptete Selbstreferenz des Sprechens. Von Satz 1 aus gesehen ist hingegen der Vergleich das *eigentlich* Ausgesagte und die weiteren Erläuterungen zu den ›Baumstämmen‹ die *uneigentlich-metaphorische* Rede. Dieses Vexierbild, das je nach Perspektive eine andere Deutung des Gesagten zuläßt, nimmt präzise die *an* und *durch* das Sprechen exponierte Komplexität auf und schreibt den im Verhältnis von Titel und Text ausgedrückten *Wechselgrund* des poetischen Sprechens weiter.

Aber auch die zweite Hälfte von Satz 2 verdient besondere Aufmerksamkeit, da sie mit dem darin genannten Umgang mit den ›Baumstämmen‹ eine sprachliche Praxis beschreibt, die mit der Lektürepraxis und damit mit dem hier vorgeschlagenen Umgang mit dem *Text* korrespondiert. Ausgehend von der Aussage, daß die Baumstämme ›scheinbar glatt aufliegen‹, d.h. unmittelbar und direkt, gleichzeitig aber lose und unverbunden auf ihren Grund bezogen sind, folgt die befremdliche Formulierung, daß man sie *deshalb* mit ›kleinem Anstoß wegschieben könne‹. Ich möchte an dieser Stelle lediglich auf die Paradoxie dieser Aussage aufmerksam machen, da es unmöglich ist, etwas mit einem ›Anstoß wegzuschieben‹. ›Anstoßen‹ bedeutet, sich »aus geringer Entfernung schnell und heftig nach einem Körper zu bewegen«<sup>11</sup> und setzt eine Impulskraft voraus, die sich allein der Stabilität und Unveränderlichkeit der eigenen Position verdankt und eine wachsende Distanz zwischen dem anstoßenden Subjekt und dem angestoßenen Objekt hervorruft. ›Wegschieben‹ hingegen benennt die Bewegung, »auf einer horizontalen oder fast horizontalen Fläche einen andern Körper nach und nach so vor sich her fortdrücken, daß man allemahl dessen Stelle einnehme; wodurch sich das Schieben von dem Ziehen, Drücken, Heben, Stoßen u.s.f. unterscheidet«<sup>12</sup>. Die paradoxe Spannung dieser beiden Worte beschreibt nun exakt das bislang beobachtete Vorgehen des Textes und meiner Lektüre-Methode: Einem *performativ-initialem* Anstoß des Sprechens folgt ein *reflexiv-einholender* Nachvollzug des Gesagten, der wiederum selbst Anlaß zum Fortgang gibt.

---

11 Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, 4 Bde., Leipzig 1793-1801, Bd. 4, Sp. 411.

12 Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Bd. 3, Sp. 1440.

Ausgehend vom Gedanken der *performativ-reflexiven Kausalität* des Poetischen wäre nun auch der gesamte Text Kafkas in den Blick zu nehmen und zu fragen, wodurch sich der ›Sprecherwechsel‹ in Satz 3 motiviert und der mit ihm verbundene Wechsel von monologischer zu dialogischer Rede; ob und warum »sie« nun doch ›fest mit dem Boden verbunden sind‹ und die Rede vermeintlich an den Anfang, an *ihren* Anfang zurückkehrt; und schließlich: ob sich all das letztlich auch nur als ›scheinbar‹ (in der oben genannten doppelten Lesart) herausstellt und was dies für den Status des Textes und der Literarischen bei Kafka überhaupt bedeutet.